

saß, brachte die Kommission in große Verlegenheit. Endlich legte sich der heilige Vater persönlich ins Mittel und befahl, dem Dignitär eine Tabatière mit seinem (des Papstes) Bildnis zu verehren. Der Auftrag wurde prompt ausgeführt und der Gesandte erhielt eine goldene Tabakdose, in deren Mitte ein mit dem Bildnis des Papstes gezierter, kostbarer Medaillon befestigt war. Bevor der in dieser Weise beschenkte dem Papst seinen Dank abstattete, ließ er das Medaillon aus der Tabatière brechen und an eine goldene Kette löten. Diesen seltsamen neuen Orden hing er sodann um den Hals und machte also dem ersten Oberhaupt der katholischen Christenheit seinen Besuch. Nachdem sich der amerikanische Diplomat entfernt hatte, soll Leo XIII. zu einem seiner Kardinäle bemerkt haben: „Bei nächster Gelegenheit werden wir ihm einen Marmorstisch schicken. Wir wollen sehen, ob er auch dieses Geschenk um den Hals binden wird.“

— [Ueber die Verhältnisse im holländischen Söldnerheere.] zu dessen Vergrößerung bekanntlich eine Menge geheimer Werbestellen längs unserer Rheingrenze besteht, ist der „Magdb. Bzg.“ freundlichst der Brief eines auf Aisch stationierten Soldaten mitgeteilt worden, dem wir zur Warnung für solche, die Neigung haben sollten, der lockenden Stimme dorthin zu folgen, nachstehende Stelle entnehmen: „... Was man in Deutschland unter Soldat versteht, ist auf unsere Soldatentruppe in keiner Weise anzuwenden. Die Mitglieder derselben sind sowohl von den Eingeborenen wie den einzelnen Europäern, welche sich hier eingenistet haben, verabscheut, ja verhaßt, weil unter der Truppe die gemeinsten und niederträchtigsten Vagabunden der zivilisierten Welt leben, wie z. B. einige tausend pariser Kommunisten von 1871, deutsche Deserteure und alle möglichen und unmöglichen Schurke aus aller Herren Länder, ferner nicht wenige holländische Zuchtsträflinge, welche in den Jahren 1875 und 1876 aus ihrer Strafuniform mit einem Handgelde von 300 Fl. in die eines holländisch-indischen Soldaten übergingen. Damals brauchte man viel Kanonensutter, und der Kopf eines Sträflings war somit ebenso viel wert, wie der eines ehrlichen Menschen. Diese Gesellen dienen hier, so lange sie noch kriechen können; denn nach Europa zurück dürfen sie nicht. Dazu kommt noch eine schamlose Wirtschaft mit den eingeborenen Weibern, deren sich jeder Soldat eine mit ins Lager nehmen kann, bis er ihrer überdrüssig ist und sie fortjagt. Was daraus für ein Leben für einen noch einigermaßen an Gerechtigkeit hängenden Menschen entsteht, kann man sich leicht vorstellen. Eine Kompanie soll 150 Mann stark sein, zählt aber in Wirklichkeit 300—350 Köpfe, von denen alles, was über 150 hinausgeht, Weiber und Kinder sind, die sich zur Kompanie rechnen und Tag und Nacht in den gemeinsamen Lagerräumen zubringen. Auch das Offizierkorps macht keine Ausnahme hiervon.“ Wir lassen diese kurze Skizze genügen, um die Unannehmlichkeiten dieses Soldatenstandes zu kennzeichnen; alle sich weiter daran anschließenden Bemerkungen des Briefes tragen den gleichen abschreckenden Stempel.

— [Ein tüchtiger Fußreisender.] In den letzten Tagen erreichte in den Straßen von Pera ein barhäuptiger und barfüßiger Pilger allgemeines Aufsehen. Er trug eine Mönchskutte, an welche Muscheln gehängt waren, und in seiner Hand einen langen Pilgerstab mit einem Kreuze auf der Spitze. Der Pilger war der spanische Vater Ignacio Martinez aus Valladolid, der von Spanien zu Fuß durch Frankreich, Oesterreich und die Türkei gepilgert war, den Bosporus bis Scutari zu Schiff überquerte und hierauf wieder zu Fuß nach Jerusalem zog, um die heiligen Stätten zu besuchen. Von dort ist der fromme Pilger wieder zu Fuß bis Scutari gewandert und kürzlich in Konstantinopel eingetroffen. Vater Ignacio besuchte hier den spanischen Gesandten Grafen de Cuello, um ihm über seine Pilgerfahrt Bericht zu erstatten. Die ihm vom Gesandten und dem apostolischen Delegierten angebotenen Geldunterstützungen hat er zurückgewiesen und nur Speise und Trank angenommen. Bemerkenswert ist, daß er die Türkei durchzog, ohne mehr als die drei Worte „Brot, Wasser, Schlaf“ im Türkischen ausdrücken zu können. In den Ballangebieten und in Kleinstädten wurde er wiederholt von Räubern belästigt, die ihn jedoch, nachdem sie bei ihm den absolutesten Mangel an Wertgegenständen festgestellt hatten, wieder ziehen ließen. Es heißt, daß Vater Ignacio, der erst 26 Jahre zählt, ein Gelübde gethan hätte, sein ganzes Leben Pilgerfahrten zu widmen. Auf seinen Wanderungen sammelt er Beiträge für

den Bau einer Kathedrale in Antiochien zum Andenken der ersten Christen und legt die frommen Spenden bei den spanischen Konsulaten nieder.

— [Ein seltener Gaunerstreich] wurde am letzten Dienstag in Wien verübt. Am genannten Tage, gegen 9 Uhr abends erschienen in der Wohnung der Hauseigentümerin Franziska Tily vier Herren in Polizeiuniform, einer von ihnen als Polizeikommissar gekleidet, und begehrten die Hauseigentümerin zu sprechen. Als diese sich vorstellte, erklärte der als Polizeikommissar Uniformierte ruhigen, aber entschiedenen Tones, es sei die Anzeige gemacht worden, daß Frau Tily falsches Geld verausgabt habe und noch welches besitze, weshalb sie, die vier Herren, als Kommission erschienen seien und nun die vorhandene Barschaft untersuchen müßten. Die erschrockene Frau beteuerte vergebens, sie besitze durchaus kein falsches Geld, die Herren drangen energisch auf die Vorweisung des Geldes und die Frau entnahm sodann einer eisernen Kassette ihr Barvermögen, ungefähr fünfhundert Gulden in Banknoten, und händigte es den vermeintlichen Beamten ein. Diese prüften Stück für Stück und erklärten schließlich, alle Noten seien falsch, sie müßten dieselben mitnehmen. Der Herr „Kommissar“ steckte das Geld in der That ein und die Hauseigentümerin wagte nichts mehr zu sagen. Schon wollten sich die vier entfernen, als die Pächterin der Hauseigentümerin, Fräulein Johanna Tily, welche den ganzen Vorgang von der Küche aus mitangesehen und jedes Wort mitangeworfen hatte, resolut auf den angeblichen Polizeikommissar zu schritt und ihm laut zurief: „Das Geld hier lassen oder ich schreie um Hilfe!“ Im ersten Augenblick waren die Vier verblüfft, der „Kommissar“ wollte sodann antworten, aber das mutige Mädchen wiederholte laut und noch schärfer als zuerst: „Das Geld her oder ich rufe, daß von der Straße die Leute heraufkommen!“ Die Wirkung dieses Auftretens blieb nicht aus. Der „Kommissar“ warf rasch das Notenbündel auf den Tisch und war im nächsten Moment schon zur Thüre hinaus und die Treppen der ersten Etage hinabgesprungen, die anderen drei mit eben solcher Eile ihm nach. Die beiden Frauen verwahrten nun das gerettete Geld, und in ihrer Freude vergaßen sie, die Verfolgung der Gauner in Polizeiuniform zu veranlassen. Erst später machten sie die Anzeige von dem Vorfall und nun ist die Wiener Polizei auf der Suche nach dem falschen Polizeikommissar und seinen drei Genossen.

— Gegenwärtig ist eine Sucht nach Wörtern und Sätzen entstanden, welche vorwärts und rückwärts gelesen dasselbe Resultat geben. So ist z. B. Schopenhauers „Reliefpfeiler“ bekannt. Da hat denn kürzlich ein Korrespondent der „Straßburger Post“ folgenden ganzen Satz zusammengestellt, welcher vorwärts und rückwärts gelesen gleichlautend ist: „Ein Neger mit Gazelle jagt im Regen nie.“

— [Vor der Kirmess.] Wirt (zum Hausknecht): „So, Johann, jetzt holst die alte Stühl vom Speicher runter und thust's unter die anderen, morgen wird doch alles zusammen geschlagen, die Bursche müßet's bezahlen, und da geht's so in einem hin, und wir kommt wieder auf a billige Art zu ganze Stühl!“

Buchstabenrätsel.

- 1 2 3 4 5 6 7 8 4 ein berühmter deutscher Berg
- 2 4 7 ein weiblicher Name
- 3 2 4 3 5 Fluß in Deutschland
- 4 7 5 6 2 1 Naturforscher
- 6 3 5 4 3 5 berühmter General
- 8 2 1 3 7 8 Schulstufen
- 1 2 4 3 8 kleines spitzes Instrument
- 3 6 7 8 4 männlicher Name
- 2 5 8 7 1 4 ein Land
- 8 7 3 1 4 8 3 5 ein Tanz
- 6 7 1 4 3 5 3 5 ein Reisender
- 5 2 1 7 8 4 2 1 2 ein Räuber
- 2 1 4 2 7 1 3 5 ein Volksstamm
- 4 2 3 1 3 5 Untergebener
- 7 5 3 1 7 Kampfsplatz

Auflösung des Rätsels aus voriger Nummer des Sonntagsblattes:

A S T A
S A A L
T A F T
A L T E.

Sonntagsblatt

Unterhaltung und Belehrung.

Verantwortlicher
Redakteur:
H. W. Crone.

Beilage des Jüdenscheider Wochenblatts.

Druck und Verlag
von W. Crone jr.

N^o 33.

Samstag, den 15. August.

1885.

Die Frankenburg.

Original-Roman von M. Romany.

Fortsetzung.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Glut des Sommers hatte einem kühleren Herbst Platz gemacht; der Landmann seufzte nicht mehr unter der Last solch entsehliger Schwüle, Feld und Hain boten wieder einen verlangenswerten Aufenthalt. Die hohe Gesellschaft von München, die aus der Hauptstadt geflohen war, um im Gebirge oder auf dem Lande Schutz und Erholung zu suchen, war in die Residenz zurückgekehrt; ein animierender Verkehr entsfaltete sich nach allen Seiten, denn man traf die Vorbereitungen zu den in Aussicht genommenen Festlichkeiten der kommenden Saison. Auch Klothilde von Sternenberg öffnete ihre Salons. — Zum erstenmale nach so langen Jahren der Zurückgezogenheit war es ihre Absicht, die Freuden der Gesellschaft zu teilen; sie wollte leben, wollte den ungeschwächten Glanz ihres Reichthums entfalten, wollte mit einem Worte gesagt, zum erstenmale eine der Gefeierten in den aristokratischen Zirkeln der Hauptstadt sein. Diese Aufgabe konnte ja der Trägerin eines so hohen Namens nicht viele Schwierigkeiten bieten, welche Voraussetzung sich auch nur zu bald als Wahrheit erwies! Denn wenig Wochen waren, seitdem die Saison ihren Anfang genommen, verfloßen, so fand sie sich auch schon von Freunden und Schmeichlern nach allen Seiten umringt; die Coireen, welche sie veranstaltete, wurden von zahlreichen Vertretern der höchsten Kreise in Anspruch genommen und auch ihrerseits erhielt sie Aufforderungen und Einladungen in solch beispielloser Fülle, daß an ein Erwidern all dieser Aufmerksamkeiten fest nicht zu denken war. Glaubte nun aber Klothilde — was ja im Grunde genommen die Ursache gewesen — durch solches Hervorthun ihrer Person dem Grafen Hohenheim ein Blendwerk zu bieten, so wurde sie enttäuscht. Nicht eben, daß Viktor absichtlich an ihren Zirkeln vorbeiging, aber der Taumel, in welchen sie ihn hineinzuziehen bemüht war, widerstand in jeder Beziehung seiner Geschmacksrichtung und seinem Wiedereinstieg.

Es ist schon einmal erwähnt, daß der junge Edelmann kein Freund von rauschenden Lustbarkeiten gewesen; zudem empfand er für die Gräfin selbst nicht besonders viel Sympathie; und der Umstand, daß sein ganzes Denken und Fühlen sich nach einer anderen Richtung gewendet, vermehrte in hohem Grade die Unlust, mit welcher er an dem Freudenlärm der Gräfin von Sternenberg Theil nahm.

Viktor von Hohenheim liebte innig, mit der ganzen Glut seines edlen Herzens; wo er auch weilte, stand ihm Elsas Bildnis vor Augen, mit unaussprechlichen Zeichen waren die Züge ihres

Namens in seine Seele gepreßt. Der Glanz ihrer Augen war sein Himmel, das Lächeln ihres Mundes die Glückseligkeit seiner Welt; ihre Unschuld, die schamvoll erröthende Wange hielten seine Sinne gefangen, der Glorienschein der Anmut, welcher über all ihren Bewegungen lag, beseligte ihn; es hätte nicht erst der Herzlichkeit und Treue ihres Charakters bedurft, um das ganze Sein und Leben des jungen Edelmannes in Banden zu legen, denn Viktor von Hohenheim lebte hinfür nur für seine Elsa. Als er nun eines Tages den Riegel der Pforte zurückhob und in den Garten des greisen Verwalters trat, schlug sein Herz in einem Uebermaß des Entzückens, wie er es, so lange er gelebt hatte, niemals gekannt. Die Luft, welche er in des Mädchens Nähe atmete, schien ihm geheiligt; es dünkte ihm sogar eine Entweihung seiner Gefühle, seiner Absicht, die Glocke zu hören; er drückte auf die Klinke, öffnete und stieg behutsam, um von niemanden gesehen zu werden die Treppe hinan.

Das Mädchen war allein. — Im ersten Augenblick durch die Ungewöhnlichkeit seines Auftretens verwirrt, blickte sie ihm mit angstvoller Befremdung ins Antlitz, jedoch nur eine Minute; ein zärtliches Wort des jungen Edelmannes scheuchte ohne große Mühe ihre Besorgnis zurück. „Elsa,“ sprach er, „es ist umsonst, daß Du mir Deine Gefühle verheimlichen willst, sie stehen mit leuchtenden Ziffern auf Deinem Antlitz geschrieben, mein Liebchen; laß mich es hören, sprich es aus, was Du denkst und, meine Elsa; Du verheißt in mir nicht mehr den Freund Deiner Kindheit, mir gehört die reine Liebe der Jungfrau an!“

Seine Lippen bewegten sich nicht, nur ein Hauch war an das Ohr des Mädchens gedrungen; war es doch zuviel der Wonne, die seine Wange erglühen gemacht; auch sie rebete nicht; auch ihr Blick suchte im Uebermaß der Glückseligkeit die Erde; aber fest, als lasse sie ihn nimmer, hatte ihre zarte Gestalt sich an die männliche hohe Erscheinung des Freundes geschniegt. Sie sagte nichts; und doch war es ihm, als dringe ein Gellispel, süß und schwärmerisch, an seine Ohren, welches ihm die alle Sinne bezaubernden Worte: „Mein Viktor!“ zurief. „Ich wußte es,“ jubelte er in stillm Entzücken, „wußte es so sicher, wie dieses Herz hier meiner Elsa entgegen schlägt. Ich liebe Dich, mein Kind! ich liebe Dich mit einer Innigkeit, die unser Schicksal für Zeit und Ewigkeit mit einander verbindet. Gib mir Deine Rechte; laß uns in diesem seltsamen Augenblicke, hier im Angesicht unseres Schöpfers die Hände falten, laß uns sie ineinanderlegen zum Bunde der Treue und geloben, Braut und Bräutigam bis in alle Ewigkeit ein jedes von uns in dem Glücke des andern zu sein!“

Elsa antwortete nicht; ihr junges Herz war zu voll. Sie lehnte den Kopf an die Schulter des Geliebten und in dem

stürmischen Bösen ihres Busens lag eine Antwort, reicher als alle Liebestreife des ganzen Erdkreises sind.

Sechszehntes Kapitel.

Die Gräfin von Sternenberg hatte heute ihren Empfangstag. Schon früh am Morgen waren ihre Salons für die Zahl der Besucher geöffnet, die seit einigen Wochen ihre Anstandsvisiten folgerecht wiederholten, denn Klothilde hatte die Reihenfolge der abzuhaltenden Feste bekannt gegeben, und jedermann weiß, daß es bei derartigen Gelegenheiten niemals an sich gewichtig zeigenden Aspiranten für die zu erlassenden Einladungen fehlt. Kaum hatte die neunte Stunde geschlagen, so rollte auch schon der erste Wagen heran; aber der Sakai machte große Augen, denn diesmal war es keine Karosse, mit einem adeligen Wappen versehen und mit Vivoren bestückt, sondern nur ein billiges Fahrwerk, an irgend welcher Straßenecke zur momentanen Benutzung genommen; und als nun Elsa mit selbigen lächelnder Miene aus dem Koupee stieg, da wuchs des Mannes Verwunderung bis zur höchsten Besremung, denn das junge Mädchen trat ihm in der vollständigen Garderobe vom Stande entgegen.

„Die Frau Gräfin haben sich erst vor einer halben Stunde erhoben und werden also noch längere Zeit bei der Toilette sein,“ meinte der Mann, nur um etwas zu sagen; „es gibt jetzt an den Dornenstraichen unzählige Visiten.“ — „Das hat nichts auf sich,“ brach Elsa die Rede ab. „Ich werde das Erscheinen der Dame abwarten.“ Und dem Erstaunen, welches der Diener zur Schau trug, keine Beachtung schenkend, durchschritt sie den Saal und trat in ein kleines Zimmer, welches, buchstäblich in einen kleinen Blumengarten umgewandelt, selbst an diesem Herbsttage einen verführerisch schönen Aufenthalt bot. — Sie mochte wohl über eine Viertelstunde in Gedanken versunken unter Blumen geknien haben, als das Schellen einer Glocke verkündete, daß der erste Besuch erschienen sei. Es war der Baron Edwin von Liptau, ein schon betagter Junggeselle von unansehnlicher Gestalt, mit einem fahlen Kopfe und einem Monocle von zweifelhaftem Werte, denn viele seiner Bekannten wollten behaupten, er verberge dahinter ein Auge von Glas; ein Glas im wahren Sinne des Wortes, der sich durch seine Verschwendungssucht auszeichnete.

Überall, wo es galt, sich durch Prahlerei hervorzuthun oder in gesellschaftlichen Kreisen irgend welche Rolle zu spielen, war Baron Liptau am Platze; also darf es auch nicht Wunder nehmen, daß er bei der Gräfin von Sternenberg so frühzeitig erschienen war; führte ihn doch auch hierher nur die löbliche Absicht, sich um die Kotillions und Quadrillen des bevorstehenden Balles zu kümmern. Klothilde ließ auf sich warten; heute wider alle Gewohnheit lange schien sie bei der Toilette beschäftigt zu sein.

Unterdessen harrete Elsa unter Blumen und der Baron drückte sich auf den Sessel und Divan im Saale umher; er langweilte sich, blätterte in den Büchern und Albums, betrachtete die Oelgemälde und trat dann zum Fenster, um auf die Gasse zu sehen, bis er endlich, da die Gräfin noch immer nicht erschien, seine Aufmerksamkeit auf die Schmuckgegenstände der anstehenden Gemächer lenkte, und also auch, angezogen durch die Blumenpracht, in das Erkerzimmer trat, worin Elsa in Zurückgezogenheit des Augenblicks harrete, da ihre mütterliche Freundin zur Bewillkommnung des großen Ereignisses erschienen sei. Beim Erblicken der jungen Dame entfuhr ein Ausruf des Entzückens den Lippen des alten Geden; er trat zurück, heftete den vollen Strahl seines gesunden Auges auf das erblühende Mädchen, und ließ in unsicheren Tönen der Wonne seines Empfindens freien Lauf. „Ist es möglich?“ brachte er mehr gelacht als gesprochen hervor; „sind Sie es wirklich, mein schönes Kind Elsa? Sie, die göttlich reizende junge Arbeiterin, die ich wieder holte male das Vergnügen hatte, in den Räumen der Gräfin zu sehen! deren Spuren ich folgte ohne sie zu finden! Sind Sie es wirklich? Also fühlt mein glücklicher Stern mich heute so ganz unerwartet in Ihre vielgesuchte Nähe! Sind —“ — Elsa war erglüht. „Mein Herr,“ stotterte sie, „ich fürchte, Sie täuschen sich.“

„Sahaja,“ lachte der Baron, „glauben Sie, mein schönes Kind, ich würde die Gelegenheit, mich auszusprechen, so unbenutzt vorübergehen lassen? Ich darf Ihnen ohne Schmeichelei sagen, daß mir an diesem Augenblicke ein halbes Lebensglück liegt. Und damit Sie sehen, daß ich auch Ihre Stellung hier im Hause zu wahren weiß, werde ich mich zuvor überzeugen, daß niemand mich bei der Auseinandersetzung stört. Ich glaube nicht, mich

zu täuschen, wenn ich behaupte, „daß mein gewohntes Glück mir auch diese Begünstigung gewährt.“

Ohne auf die Einwendungen des Mädchens zu achten, eilte er an die Thüre des Salons und beehrte unter dem Vorwande, beizutreten zu sein, Auskunft, wie lange die Dame noch werde bei der Toilette beschäftigt sein. Diese Auskunft ward ihm gegeben; und also flog er mit triumphierender Miene zurück in das Zimmer, wo er sich ohne weitere Umstände dem erschrockenen Mädchen zu Füßen warf. „Ich wußte es,“ rief er jubelnd; „dieser glückliche Augenblick wird mir nicht durch ein eitles Intermezzo gestört. Ich zähle zu den Glücklichen auf dieser Erde; ich bin gewohnt, daß alles, was ich begehre, sich nach meinem Wunsche füge, auch Sie, mein schönes Kind Elsa. . . Ja, ja, teure Elsa, Tochter der Armut, Sie wissen nicht, wie glühend mein reiches Herz für Sie schlägt. . .“ Das Raaren einer Thüre ließ sich jetzt hören, das Elsa hoffen ließ; aber auch an die Ohren des Barons waren diese ihm so unpassend scheinenden Laute gedrungen. Pfeilschnell flog er auf die Füße und stand im nächsten Augenblicke als tadelloser Salonmann, mit den Blättern einer Rosenzweiglande tändelnd, an der Thüre des Balcons. Man wendete er vornehm gelangweilt, den Blick nach den hinteren Räumen und trat dann gelächelt der Gräfin entgegen, die in rauschender Seide geknien, soeben am Eingang des Zimmers erschienen war. Sie bot ihm die Hand. „Ich wollte mich der Ehre nicht berauben, als erster Gast mich nach dem Besuche, schon Gräfin, zu erkundigen,“ neckte der Baron, indem er die dargebotene Rechte mit den Lippen berührte.

„Aufmerksam wie immer,“ gab Klothilde scherzend zurück. Doch wie, auch Sie, Elsa, hier? — „Eine kleine Privatangelegenheit,“ sagte das Mädchen bescheiden. — „So müssen Sie es sich angenehm hier machen, bis ich Zeit haben werde,“ entgegnete die Dame in herablassendem Tone; „es gibt im mer Minuten, wo ich nicht durch die Gesellschaft in Anspruch genommen bin. Zu Ihrer Verfügung, Herr Baron,“ wendete sie sich hierauf wieder an diesen; wenn ich bitten darf, in den Salon.“ Bald war man in eine Unterhaltung verflochten, selbstredend nur die Details der in Aussicht genommenen Festlichkeiten betreffend, und nicht lange Zeit währte es, so füllten sich die Räume mit anderweitigen Besuchern jeden Alters an.

Es wurden Berichte über die zurückgelegten Reisen erstattet, Anekdoten über die verschiedenen Badeorte gefällt; man sprach von der Oper, dem Schauspiel und hunderterlei pikanten und unterhaltenden Dingen, immer aber schloß man mit Komplimenten, die der Dame des Hauses dargebracht wurden, immer entließ die Gräfin ihre Gäste mit dem Wunsche, sie bei ihrem nächsten Balles als Teilnehmer zu sehen. Auch der Fürst Alexis von Preßten hatte heute die Gräfin von Sternenberg aufgesucht. Er war jüngst im Hause der Freiin von Werbach der hohen Frau vorgestellt worden, und diese hatte ihm gegenüber den Wunsch ausgesprochen, ihn im Kreise ihrer Freunde zu sehen. Also nahm er die Gelegenheit, ihr heute zum erstenmale seine Aufmerksamkeit zu machen, gleichzeitig die willkommenen Nachricht überbringend, daß bei dem nächsten Balles die Baronin von Hagern und deren Tochter Isabella, seine Braut, in München würden anwesend sein. So umringt von Freunden und Bewunderern ihrer Schönheit und ihres Reichtums ging der Gräfin die Zeit wie im Fluge dahin; erst, als längst schon die Mittagstunde vorüber war, trat eine Pause in dem unaufhaltbaren Anmelden und Verabschieden ein. Jetzt endlich erinnerte sich Klothilde an Elsa und begab sich daher in das Zimmer, wo das Mädchen immer noch auf dem Divan saß. Infolge der Verstreuung, welche ihr die Unterhaltung mit ihren Gästen geboten, hatte sie vollständig jenen befremdenden Eindruck vergessen, welchen die Eleganz in des Mädchens Toilette an diesem Morgen auf sie gemacht; sie blieb daher auch diesmal voll Verwunderung stehen und meinte etwas betreten: „Jetzt entsinne ich mich, daß Dein Aussehen mich heute früh auch in Erstaunen gesetzt.“ — Elsa schlug die Augen nieder und erwiderte stotternd: „Die Schuld lag nicht an mir, gnädige Frau, ich habe dem Herrn von Liptau nicht Veranlassung gegeben.“ — „Herrn von Liptau?“ fragte Klothilde erstaunt; „was ist mit ihm?“ — „Ich harrete geduldig Ihrer Ankunft, gnädige Frau, als zu meinem eigenen Befremden der Baron in dieses Zimmer trat und mich mit Neben- und Versprechungen zu demüthigen anfang.“ — Klothilde war erstaunt. „Wie sagst Du?“ fragte sie, „der Baron von Liptau? und das in meinem Hause?“

Elsa nickte. — „Und wußtest Du, daß er hierherkommen würde?“ — „Ich sprach niemals mit ihm.“ — „Warum denn trägt Du solche Kleidung? weshalb kommst Du heute und zu so früher Stunde?“

Klothilde wußte, daß das Mädchen nicht lüge; nur um sie zu demüthigen, legte sie ihr auch diese Frage vor. „D,“ entgegnete Elsa, lächelnd in Freuden, „ich suchte das Herz der Mutter, Ich bin seit einem Tage verlobt.“ — „Verlobt?“ stieß Klothilde hervor. „Verlobt? und mit wem?“ — Elsa merkte nichts von dem Wanken, welches sich in der Gräfin Aeußerung kund gab; sie senkte die Wimper, lächelte wieder vor sich und kispelte die Worte: „Mit ihm.“ Setzt war Klothilde an der Reihe, die Farbe zu verlieren; ihre Augen funkelten, ihre Lippen bissen sich aufeinander und ihr Antlitz, aus dem jede Spur von Leben gewichen war, zeigte sich erdbleich.

Die Stunde war also gekommen, deren Herannahen sie instinktmäßig in ihrem Herzen gefühlt! Es war gesprochen, das Wort, welches alle Hoffnung auf ihre Sicherheit zu Boden riß! Der Augenblick war da, und Elsa, das Kind in seiner unscheinbaren Größe, stand als Siegerin vor ihr! Gab es eine entseßlichere Wertschaft für die Gräfin, als diese Verlobung Elsa Gräfin mit ihrem Feinde? mit ihm, der ihr garzes Schicksal, die Zukunft ihres Sohnes in Händen hielt? Fast hätte Klothilde über einen solchen Gedanken die nötige Beherrschung verloren, denn sie stand bleich und die Augen starr auf das Mädchen gerichtet, sprachlos da; wußte sie doch selbst kaum, wie ihr zu Mute ward, bis doch endlich die Entschlossenheit siegte, die ihr noch bei jeder Gelegenheit zur Seite gestanden und sie die zur Schau getragene Ruhe auch jetzt noch wiederfinden ließ.

Fortsetzung folgt.

△ Das Sodawasser.

Eins der beliebtesten Getränke während der heißen Sommerzeit ist unstreitig das Sodawasser und zwar erfreut sich dasselbe seiner allgemeinen Beliebtheit hauptsächlich wohl deshalb, weil sein Genuß der Gesundheit des Menschen unter keinen Umständen gefährlich ist, während das Trinken gewöhnlichen Wassers dem Menschen in erhöhtem Zustande höchst gefährlich werden und für Leben und Gesundheit von den verderblichsten Folgen sein kann. Es dürfte gewiß von allgemeinem Interesse sein, über das Sodawasser und seine Eigenschaften etwas näheres zu erfahren.

Unter dem Sodawasser bezeichnet man ein auf künstlichem Wege mit Kohlensäure versetztes Wasser. Vor nicht ganz einem halben Jahrhundert war der Gebrauch dieser Wässer kaum bekannt, und deren Fabrikation eine äußerst beschränkte. Im Jahre 1831, zur Zeit des Auftretens der Cholera nahm der Konsum von kohlensaurem Wasser einen großartigen Aufschwung. Man hielt dasselbe für ein wirksames Präservativ gegen die gefürchtete Epidemie. Obgleich nun die Aufnahme des Sodawassers unter die Konsumartikel des gewöhnlichen Lebens gleichsam infolge einer Ueberumpelung geschah, dauerte es doch nicht lange, bis es einen bedeutenden Platz unter denselben einnahm. Man glaubte an seine hygienische Wirksamkeit und damit war auch der Erfolg gesichert. Im Jahre 1839 und nach Erfindung der Apparate zur künstlichen Erzeugung von Sodawasser wurde die Fabrikation vereinfacht und verbessert und das Sodawasser konnte um einen mindestens zehnmal geringeren Preis verkauft werden, als dies bisher der Fall war. Heutigen Tages konsumiert man beispielsweise in Paris allein während der Sommerzeit, d. h. während der vier Sommermonate durchschnittlich zehn bis zwölf Millionen Siphons. Diese Ziffer, weit entfernt übertrieben zu sein, bleibt eher noch hinter der wirklichen Verbrauchsmenge zurück.

Die Herstellung des Sodawassers kann auf verschiedene Weise geschehen. Die einfachste besteht da in, in eine mit gutem Brunnenwasser gefüllte Flasche, doppeltkohlensäure Soda und Weinsäure zu mischen, die Flasche hierauf zu verkorken, selbstverständlich luftdicht, und den Kork mit Draht fest zu machen. Die Kohlensäure, welche sich durch das Zusammentreffen der Salze bildet, durchdringt dann nach und nach das Wasser. In diesem Wasser bildet sich aber stets etwas weinsäure Soda, deren stark aufstoßende Eigenschaften, manchmal verschiedene unangenehme Folgen nach sich ziehen können. Diese unbedenkliche Bereitungsart ist übrigens heutzutage vollständig aufgegeben. Bei den Gaserzeugungsapparaten, deren man sich jetzt häufig bedient, entwickelt sich das Gas in einem eigenen Rezipienten und füllt durch seinen natürlichen Druck das in dem zweiten Rezi-

pienten enthaltene Wasser. In diesem Falle sind die gaserzeugenden Substanzen die doppeltkohlensäure Soda und eine Säure, gemeinlich Weinsäure, welche jedoch auch wegen ihres ziemlich hohen Preises durch verschiedene Sarrogate, ja durch Schwefelsäure ersetzt wird. Bei diesen Apparaten ist es noch ein Haupterfordernis, daß die Röhren, die Hähne und so weiter kein Blei enthalten; am besten ist es, dieselben aus reinem Zinn herzustellen. Der aus Glas bestehende Apparat muß mit einem metallischen Netz umgeben sein, um das Umherfliegen von Glassplittern im Falle einer Explosion zu verhindern. Bei der Fabrikation im Großen erzeugt man die Kohlensäure aus zerklünnertem Marmor oder Kreide, auf welche Substanzen man Schwefel- oder Chlorwasserstoffsäure reagieren läßt. Leider hat dieser Vorgang mehrere Uebelstände. Das auf diese Weise mit Kohlensäure imprägnierte Wasser enthält manchmal etwas Schwefelwasserstoff, welche aus der Reaktion der Schwefelsäure entsteht. Das Wasser bekommt dann einen fauligen Geschmack, welcher von der Gegenwart organischer Materien, die sich ab und zu in der Kreide befinden, herrühren. In Bezug auf die hygienischen Eigenschaften des Sodawassers ist es erwiesen, daß es unstreitig die Verdauung befördert und erleichtert; es regt den Appetit an, indem es den Magen leicht stimuliert, und bewirkt ein angenehmes Gefühl des Wohlbefindens. Bei verschiedenen pathologischen Zuständen ist das Sodawasser das einzige Getränk, welches von dem Kranken gut ertragen wird. Indessen muß man sich selbst bei voller Gesundheit vor einem übermäßigen Genuß hüten. Die Folgen hiervon wären Anschwellungen, Entzündungen, Erschlaffung der Verdauungsorgane und schließlich bei besonders empfindlichen Personen eine akute oder chronische Irritation des Magens. Der größte Fehler der künstlichen Gaswässer ist, daß dieselben stets zu kohlensäurehaltig sind. Dieser Uebelstand könnte wohl leicht vermieden werden, aber die Fabrikanten hüten sich sehr, denselben zu umgehen, da das Publikum diese Beschaffenheit als ein Kennzeichen guter Qualität zu betrachten gewohnt ist.

Und nun noch eine Bemerkung zum Schluß. Sene Personen, deren Magen leicht reizbar ist, sollten sich des Genußes von künstlichem Wasser enthalten und natürlichen Mineralwässern den Vorzug geben, welche Kohlensäure in hinreichender Menge enthalten. Hingegen können robuste und gesund organisierte Personen Sodawasser immerhin nach Belieben trinken, doch ist es ratsam, sich stets vor Uebermaß zu hüten. Ein oder zwei Gläser dürfen zu jeder Mahlzeit genügen. Sehr ungut wird man thun, mit dem Gebrauch von Sodawasser von Zeit zu Zeit inne zu halten für einige Tage, um den Magen nicht all zu sehr daran zu gewöhnen.

Die Hygiene empfiehlt uns, selbst von den besten und schmackhaftesten Dingen stets nur mit Maß und Ueberlegung zu genießen; man beachte diese hygienische Mahnung auch bei dem Genuß des — Sodawassers.

Verschiedenes.

— Ein preussischer Major a. D., 47 Jahre alt, hat, wie der Magdb. Zeitung mitgeteilt wird, soeben an der Universität Halle das Doktorexamen in der philosophischen Fakultät bestanden und dann die von ihm aufgestellten Thesen in der Aula der Universität öffentlich verteidigt. Der Doktorand ist Herr Alexander v. Duncker, geboren am 10. März 1838, zu Fürstentwalde, Sohn des damaligen Rittmeisters Karl v. Duncker, der 1853 zu Groß-Glogau verstorben ist. Im Jahre 1857 ist er nach bestandnem Maturitäts-Examen in das damals in Luxemburg garnisierende 36. Infanterie-Regiment eingetreten. Er wurde im Dezember 1858 Offizier, kam 1861 nach Halle in Garnison, rückte 1864 mit dem Regiment nach Schleswig-Holstein, machte 1866 den Feldzug der Main-Armee mit, und zwar als Regiments-Adjutant, und nahm 1870 als Führer einer Kompagnie am Feldzuge gegen Frankreich teil. Wegen hochgradiger Kurzsichtigkeit wurde er 1880 als Major verabschiedet.

— Ueber einen originellen Orden wird aus Rom folgendes weitere Geschichtchen mitgeteilt: „Ein amerikanischer Diplomat, welcher vier kleine Staaten im Vatikan vertritt, hatte sich das Wohlwollen des Papstes in so hohem Maße erworben, daß der heilige Vater ihm allmählich seine sämtlichen Orden verlieh. Vor kurzem stellte sich, infolge eines wichtigen Dienstes, welchen der Diplomat der Kurie geleistet hatte, abermals die Notwendigkeit heraus, den Würdenträger mit einem Orden zu dekorieren. Der Umstand, daß unser Diplomat sämtliche Orden bereits be-